

Chapter Title: ‚Richtige Mütter und Schattengestalten‘: Zur reproduktionstechnologischen und alltagsweltlichen Herstellung von Elternschaft

Chapter Author(s): Almut Peukert, Julia Teschlade, Mona Motakef and Christine Wimbauer

Book Title: Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit

Book Editor(s): Almut Peukert, Julia Teschlade, Christine Wimbauer, Mona Motakef, Elisabeth Holzleithner

Published by: Verlag Barbara Budrich. (2020)

Stable URL: <https://www.jstor.org/stable/j.ctv15r56vn.6>

JSTOR is a not-for-profit service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content in a trusted digital archive. We use information technology and tools to increase productivity and facilitate new forms of scholarship. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

Your use of the JSTOR archive indicates your acceptance of the Terms & Conditions of Use, available at <https://about.jstor.org/terms>



This book is licensed under a Creative Commons Attribution-ShareAlike 4.0 International License (CC BY-SA 4.0). To view a copy of this license, visit <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>. Funding is provided by Humboldt-Universität zu Berlin.



Verlag Barbara Budrich is collaborating with JSTOR to digitize, preserve and extend access to *Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit*

„Richtige Mütter und Schattengestalten“: Zur reproduktionstechnologischen und alltagsweltlichen Herstellung von Elternschaft

Zusammenfassung

Unser Alltagsverständnis von menschlicher Prokreation wird durch Reproduktionstechnologien herausgefordert. So ermöglicht die ROPA-Methode (Reception of Oocytes from Partner) es lesbischen Paaren, sich den genetischen und austragenden Beitrag einer biogenetischen Mutterschaft zu teilen: Eine Frau trägt den Embryo aus, der per In-vitro-Fertilisation aus der Eizelle ihrer Partnerin und Spendersamen entstanden ist. In dem Beitrag diskutieren wir den empirischen Fall eines Paares, das nach Spanien reist, um ROPA zu nutzen – eine Technologie, die in Deutschland verboten ist. Wir zeigen, wie das Paar aktiv einer Naturalisierung von Mutterschaft und der Trennung von öffentlich und privat in der Familiengründung entgegenwirkt. Sie beteiligen sich handlungspraktisch und diskursiv an einem Queering von Normierungen bezüglich Elternschaft und Familie, indem sie die Schwangerschaft und ihre Familienwerdung in den (normalisierenden) Diskurs von Verwandtschaft einbetten. Deutlich wird, dass Familiengründungen und Familienformen keine (ausschließlich) private, sondern auch eine öffentliche und politische Angelegenheit darstellen, der sie sich nicht entziehen können: Familie werden und sein wird zu einem sozialen Ringen um Sichtbarkeit und Anerkennung im öffentlichen Raum.

Schlüsselwörter

Lesbische Familie, Reproduktionstechnologien, Elternschaft, Mutterschaft, Doing Family, Anerkennung

Summary

“Real mothers and shadow figures”: On the reproductive and everyday production of parenthood

Reproductive technologies challenge our understanding of procreation and parenthood. Technologies such as ROPA (Reception of Oocytes from Partner) offer lesbian couples the opportunity to share the genetic and gestational contribution to motherhood: one partner carries the embryo created from her partner's oocyte and donor sperm. In this article we draw on the case of a lesbian couple who went to Spain to use ROPA, which is banned in Germany. We show how the women actively resist the naturalisation of motherhood and diffuse the public-private distinction of family making. They engage in the queering of normative presumptions of parenthood and family at both the practical and discursive level by positioning their pregnancy within the discourse on kinship. Their story reveals that being a lesbian family exposes them to the public in a way they cannot escape. Their reproductive decisions are never “just private” because the queer struggle for recognition does not stop once they become a family.

Keywords

lesbian family, reproductive technologies, parenthood, motherhood, doing family, recognition

1 Einleitung: vom Teilen (un)teilbarer Mutterschaft

Wenn zwei Frauen gemeinsam Kinder haben, werden sie oft mit der Figur der „richtigen Mutter“ konfrontiert: Außenstehende Personen fragen sie, wer von beiden die „richtige Mutter“ sei, wobei der Verweis, dass beide gleichermaßen die Mütter sind, selten als zufriedenstellende Antwort akzeptiert wird, sodass Nachfragen zu Schwangerschaften und Geburten folgen (können).

Was sich in der gesellschaftlichen Irritation über zwei Mütter zeigt, ist kulturhistorisch entstanden und institutionell, u. a. im Recht, abgesichert. Hinter der wirkmächtigen Vorstellung, dass es nur eine Mutter geben kann, steht die Naturalisierung von Zweigeschlechtlichkeit und der ‚biologische‘ Imperativ heterosexueller Fortpflanzung. Heterosexualität, Geschlecht und Reproduktion sind diskursiv so verzahnt, dass daraus eine Gleichsetzung von ‚männlich‘ mit Spermaträger_in sowie ‚weiblich‘ mit Eizellträger_in und einer Gebärmutter folgt (Kessler/McKenna 2006: 180). In dieser Logik werden weibliches Reproduktionsmaterial, Schwangerschaft und Mutterschaft mit Weiblichkeit in einer Person – der ‚Mutter‘ – miteinander verknüpft gedacht, was eine zweite Mutter ausschließt. Diese Annahme ist in dem bürgerlichen Modell der heterosexuellen Zweielternfamilie samt geschlechterdifferenzierender Arbeitsteilung institutionalisiert. In der Co-Konstitution von Geschlecht und Arbeit im Modell der ‚Normalfamilie‘, in der Mütter die Sorge für Kinder und Hausarbeit übernehmen und Väter einer Erwerbsarbeit nachgehen, kann es nur *eine* Mutter (und *einen* Vater) geben.

Auch im deutschen Recht gilt Mutterschaft als unteilbar: Das lateinische Rechtspruchwort *mater semper certa est* wurde 1998 mit der Vorschrift „Mutter eines Kindes ist die Frau, die es geboren hat“ (§ 1591), in das Bürgerliche Gesetzbuch eingeschrieben. Dadurch haben die Gesetzgebenden auf die reproduktionstechnologische Entwicklung reagiert, die es ermöglicht, dass eine Frau* eine befruchtete Eizelle austrägt, die nicht von ihr, sondern von einer anderen Person durch eine Eizell- oder Embryonenspende stammt. Damit wird rechtlich eine Unteilbarkeit von leiblich-austragender und biogenetischer Mutterschaft geregelt und die sog. „gespaltene Mutterschaft“ verhindert. Rechtliche Mutterschaft wird an das Zusammenfallen von Eizellgabe und Gebären geknüpft.

Die Vorstellung einer Unteilbarkeit von Mutterschaft kollidiert jedoch mit der empirischen Realität. Frauen entschließen sich heute dazu, gemeinsam Kinder zu bekommen, etwa mithilfe einer Insemination, wofür eine Samenspende notwendig wird, oder ein Kind in Pflege zu nehmen oder zu adoptieren.¹ In unserem Beitrag stellen wir ein Paar vor, das für seine Familiengründung die in Deutschland noch weitgehend unbekannte ROPA-Methode (Reception of Oocytes from Partner) nutzte. ROPA stellt eine Kombination und Variation aus Eizellspende und Tragemutterschaft dar. Mithilfe dieser können lesbische Paare sich die ‚Mutterschaft‘ ihres Kindes im o. g. Sinne teilen: Eine Frau spendet ihre Eizellen, die mit Spendersamen befruchtet werden. Der Embryo wird von der Partnerin ausgetragen. Möchten Paare aus Deutschland diese fertilitätsmedizinische Methode in Anspruch nehmen, müssen sie ins Ausland reisen. Eizellspende und Tragemutterschaft sind in Deutschland auf der Grundlage von Embryonenschutzgesetz

1 Vgl. dazu u.a. Bergold et al. (2017) zu den verschiedenen rechtlichen Rahmungen, vor allem in Deutschland, und Teschladé et al. in diesem Band.

(ESchG) und Adoptionsvermittlungsgesetz (AdVermiG) verboten. Straftat machen sich aber nur diejenigen, die diese Services vermitteln, anbieten und durchführen, nicht aber jene, die sie in Anspruch nehmen.

Mit diesem Fall wollen wir exemplarisch aufzeigen, wie ein lesbisches cis* Frauenpaar die ROPA-Methode für ihre Familienwerdung nutzt. Dabei rekonstruieren wir, wie die gesellschaftliche Vorstellung der „richtigen Mutter“ in der Herstellung von Elternschaft des Paares bedeutsam wird.

Die „richtige Mutter“ ist in der alltagsweltlichen Herstellung von Familie stark umkämpft: Sie wird relevant gemacht und zugleich durch die Bezugnahme auf Technologie fragmentiert. Technologisch vermittelter Fortpflanzung kommt dadurch eine paradoxe Doppelfunktion zu: Zum einen denaturalisiert sie Reproduktion, indem Empfängnis, Schwangerschaft und „Natur“ voneinander entkoppelt werden. Zum anderen wird durch das Versprechen einer biologischen Verwandtschaft zu dem entstehenden Kind Fortpflanzung renaturalisiert (McKinnon 2015). Gesellschaftsanalytisch bedeutsam werden dabei reproduktive Normalitätsannahmen, die das Verhältnis von Privatheit und Öffentlichkeit strukturieren. Wie die Zweimütterfamilie in diese historisch gewordenen Verhältnisse eingebettet ist, lässt sich anhand der Figur der „richtigen Mutter“ analysieren. Mit ihr gehen gesellschaftliche Mutmaßungen einher, und die vermeintlich privaten Entscheidungen und Praktiken des Paares werden ins Öffentliche verlagert: Sie stehen dort zur Diskussion, weil die Außenwelt eine Verhandlung über sie einfordert.

Ziel unseres Beitrags ist, durch die Betrachtung von ‚ungewöhnlichen‘ Praktiken der Familienwerdung dem Selbstverständlichen analytisch auf die Spur zu kommen: Was sagt uns der Fall über gesellschaftliche Vorstellungen im Feld von Fortpflanzung? Wie wird alltagsweltlich Mutter-/Elternschaft und Familie gerahmt? Welche sozialen Ungleichheiten werden sichtbar?

Zunächst werden wir knapp den internationalen Forschungsstand zu lesbischer Elternschaft mit Fokus auf historisch und kulturell situierte Erwartungen an *Mutterschaft* präsentieren (Kap. 2). Zur method(odolog)ischen Verortung stellen wir die empirische Studie vor (Kap. 3), um dann den Fall Carolin und Mara Callas mit Blick auf Herstellungspraktiken von Elternschaft und Mutterschaft zu diskutieren (Kap. 4) und in einem breiteren soziologischen Zusammenhang zu verorten (Kap. 5).

2 Lesbische Mutterschaft im Kontext assistierter Reproduktion

Um Herstellungspraktiken von Mutterschaft im Kontext assistierter Reproduktion nachzugehen, betrachten wir im Folgenden Elternschaft und insbesondere Mutterschaft als technologisch, rechtlich, (kultur)historisch und gesellschaftlich situiertes Phänomen.

2.1 Institutionalisierung vermeintlicher Natürlichkeit von Mutterschaft

Reproduktionstechnologien fordern die „Natürlichkeit“ von Mutterschaft und Elternschaft ebenso heraus wie die kulturellen Grenzziehungen zwischen den Sphären des Öffentlichen und Privaten oder Liebe und Geld. Das Zusammenfallen von vormalig sym-

bolisch, materiell, räumlich und diskursiv Getrenntem impliziert dabei einen Tabubruch (McKinnon 2015).

Es ergeben sich gesellschaftliche, rechtliche und politische Konsequenzen, wenn die vermeintliche Eindeutigkeit von Elternschaft und Mutterschaft durch Technologien irritiert wird – speisen sich doch Vorstellungen zu Mutterschaft in der Regel aus einer angenommenen natürlichen Beziehung zwischen der Person, die das Kind geboren hat, und dem Kind. Das Brüchigwerden bedeutet, das Dispositiv der Zweigeschlechtlichkeit und „Zwangsheterosexualität“, die Reproduktion als quasi *natürliche* Funktion von Sexualität versteht (Butler 1991), infrage zu stellen.

Die rechtliche Absicherung einer doppelten Mutterschaft, im Sinne einer gemeinsamen elterlichen Sorge, ist (bislang nur) durch eine Stiefkind- bzw. Sukzessivadoption möglich.² Auch nach der Einführung der ‚Ehe für Alle‘ wird die Ehefrau der gebärenden Frau nicht automatisch rechtliche Mutter (zur Kritik daran: Chebout/Richarz 2018). Hierzu gilt das Gebären des Kindes als „unverrückbare“ Grundlage (Deutscher Bundestag 1996: 82). Aufgrund des Verbots der Eizellspende ist auch die biogenetische Beziehung zum Kind aus rechtlicher Perspektive zentral für die Definition von Mutterschaft, während dies für die Begründung von Vaterschaft für personenstandsrechtliche Männer nicht so ist. Für diese genügt die Ehe mit der gebärenden Person oder eine Vaterschaftsanerkennung. Die Nutzung von Reproduktionstechnologien wie ROPA zeigt auf, dass diese rechtlichen Setzungen die soziale Wirklichkeit unzureichend abbilden. Durch die Reproduktionsmedizin, so Hirschauer et al. (2014), wird sichtbar, dass Mutterschaft ein „Kompositum“ aus körperlichen und sozialen Rollen ist: „Die Reproduktionsmedizin holt die Schwangerschaft sozusagen aus den Frauen heraus“ (Hirschauer et al. 2014: 270). Deutlich werde, dass die „physischen Beiträge zu einer Schwangerschaft zwar notwendige, aber immer schon klar begrenzte Zutaten gewesen sind, die streckenweise auch durch Keimzellenspender [sic!], Leihmütter und Brutkästen beige-steuert werden können“ (Hirschauer et al. 2014: 270).³

Gleichmaßen erhellt eine (kultur)historische Situierung von Mutterschaft deren kontingente Anbindung an Weiblichkeit. Mit Blick auf das (nach wie vor orientierungsgebende) bürgerliche Familienmodell, das im 18. Jahrhundert sukzessive entsteht, argumentiert Tyrell, dass die sog. natürliche Mutterliebe „beträchtlicher kultureller Stützung bedarf“ (Tyrell 1981: 417f.). Kulturelle Sinnvorgaben für die exklusive „Mutter-Kind-Symbiose“ verortet er im „bürgerlichen Typus der Mutter-Kind-Beziehung“ als die „zentrale Beziehungssachse innerhalb der privatisierten modernen Kernfamilie“ (Tyrell 1981: 417f.). Für lesbische Zweielternfamilien lässt sich aus der exklusiven und exkludierenden Mutter-Kind-Symbiose schlussfolgern, dass es hier nicht zwei Mütter geben kann. Die Priorisierung und Monopolisierung der Mutter-Kind-Beziehung ist gesellschaftsstrukturell an die funktionale Differenzierung von Erwerbsarbeit und Familienarbeit sowie an die geschlechterdifferenzierende Arbeitsteilung im Paar gebunden (Peukert 2015: 65ff.). Kulturell, gesellschaftsstrukturell und diskursiv wurde nahezu

2 Anders stellt sich dies bspw. in Italien dar, wo eine rechtliche Zweielternschaft für gleichgeschlechtliche Paare ausgeschlossen ist (vgl. Franchi/Selmi in diesem Band).

3 Für eine kritische Betrachtung der Gleichsetzung von Schwangerschaft und Mutterschaft sind Untersuchungen zu trans* Elternschaften und gebärenden Männern relevant (siehe Stoll und Dionisius in diesem Band sowie u. a. Stritzke/Scaramuzza (2016)).

alternativlos die Mutter (im Singular) als primäre, *exklusive* und konstante (emotionale) Bezugsperson (re)produziert: „nach bürgerlichen Begriffen läßt sich die Beziehung von Mutter und Kind [...] weder teilen noch ‚multiplizieren‘; ein ‚multiple mothering‘ im wörtlichen Sinne ist hier logisch ausgeschlossen“ (Tyrell 1981: 425).

2.2 Aushandlungen zu Mutterschaft auf Paarebene

Wie wird vor diesem Hintergrund auf der Paarebene Geschlecht und Elternschaft in Zweimütterfamilien verhandelt? Padavic und Butterfield (2011) untersuchen, wie Co-Eltern in Florida/USA ihre elterliche Identität konstruieren, ohne vorab anzunehmen, weibliche cis* Eltern würden sich als ‚Mütter‘ verstehen. Sie verweisen auf die binäre Organisation von Sprache mit den Optionen ‚Mutter‘ oder ‚Vater‘. In ihrer Analyse rekonstruieren sie drei Gruppen: weibliche Co-Eltern, die sich als Mütter (mothers), andere, die sich als Väter (fathers) beschreiben, und eine neue, hybride Gruppe. Diese verstehen sich als „mathers“, „to denote the amalgam of mother and father characteristics with which they identified“ (Padavic/Butterfield 2011: 183). Einige Mütter berichten von institutionellen und in Interaktionen relevant werdenden Hürden, als Mutter anerkannt zu werden, was sich für sie insbesondere in Bezeichnungspraxen wie „non-birth mothers, second mothers, other mothers“ (Padavic/Butterfield 2011: 186) manifestierte.

Ebenfalls davon ausgehend, dass Elternschaftskonstellationen und insbesondere die Subjektposition der ‚sozialen‘ Mutter in lesbischen Zweielternfamilien ausgehandelt werden müssen, kommt Schallat (2018) in ihrer Studie im deutschen Kontext zu anderen Ergebnissen. Sie rekonstruiert zwei (Ideal-)Typen von Zweimütterfamilien: In der einen zeige sich eine „Differenzierung der biologischen und sozialen Mutterschaft entlang von Sorge und Emotion. [...] Die biologische Verwandtschaft ist hier ausschlaggebendes Moment für eine besondere Art von Bindung und Liebe – im Sinne von Mutterliebe“ (Schallat 2018: 127). Der andere (Ideal-)Typus zeichne sich durch eine Irrelevantsetzung von biologischen Abstammungskategorien aus, indem „keine Differenzierung ihrer Mutterschaft in Bezug auf das Kind oder im Hinblick auf eine besondere emotionale Bindung zum Kind“ paarintern vollzogen wird (Schallat 2018: 131). Als implizites Leitbild fungiere die bürgerliche Kleinfamilie und insbesondere der „bürgerliche Muttermythos“, was – je nach Typus – „Abgrenzungs- und Aneignungspotenzial“ (Schallat 2018: 131f.) berge.

Für beide Typen bedürfen „Position und Ausgestaltung der sozialen Mutterschaft einer besonderen Herstellungsleistung“ (Schallat 2018: 132), die mit geringen rechtlichen und diskursiven Verankerungen sozialer Mutterschaft erklärt wird. Elternschaft, Mutterschaft, Verwandtschaft und elterliche Sorge seien bestimmt durch naturalisierende Diskurse, die für „doppelte Mutterschaften“ einen „diskursiven Ausschluss“ zur Folge hätten: „Mutterschaft wird als alleinige Mutterschaft konzipiert, paarförmige Elternschaft nur als gegengeschlechtliche, heterosexuelle Elternschaft gedacht“ (Schallat 2018: 122). Daran anschließend argumentieren wir mit Gabb, dass Paarnormativität und reproduktive Imperative zunehmend auch für nichtheterosexuelle Familiengründungen gelten, wenn es um gesellschaftliche Zugehörigkeit und Sichtbarkeit geht (Gabb 2018: 1012ff.).

Analytisch resümierend lassen sich (mindestens) drei Arenen für die Herstellung von Mutterschaft bzw. Elternschaft ausmachen, die für lesbische Eltern strukturelle Benachteiligungen bereithalten (Padavic/Butterfield 2011: 177f.): Erstens eine ‚Hierarchie der Mutterschaften‘, nach der es in einer naturalisierenden Logik nur *eine* Mutter geben kann, die sich in der obersten Hierarchiestufe durch die Kategorisierungen heterosexuell, verheiratet, Ober- oder Mittelschichtszugehörigkeit und *weiß* auszeichnet. Zweitens eine Sprache, die die Norm der heterosexuellen Zweielternfamilie (re)produziert. Drittens ein Rechtssystem, das Eltern in davon abweichenden Formen der Familiengründung die rechtliche Anerkennung als Eltern erschwert oder gänzlich verunmöglicht.⁴

3 Empirische Studie zum Doing Reproduction und Doing Family in vielfältigen Familienformen

Die Interviewdaten stammen aus dem von der DFG finanzierten Projekt „Ambivalente Anerkennungsordnung. *Doing reproduction* und *doing family* jenseits der heterosexuellen ‚Normalfamilie‘“. Datengewinnung, theoretisches Sampling, hermeneutische Interpretation und Theoriebildung erfolgen im Forschungsstil der Grounded Theory (Charmaz 2014; Strauss 1987).

Insgesamt haben wir deutschlandweit bisher dreizehn narrative Paar- und Familieninterviews mit sich selbst als nichtheterosexuell verstehenden Ein- und Mehrelternfamilien bzw. Menschen mit Kinderwunsch geführt.⁵ Die Interviews beginnen mit der erzählgenerierenden Eingangsfrage: „Wie sind Sie eine Familie geworden?“. Unsere Forschungsfragen lauten: Wie werden Kinderwünsche (nicht) realisiert? Wie wird Elternschaft und Familie in der Alltagspraxis hergestellt? Welche Erfahrungen der Ungleichheit machen Familien hierbei? Die teilnarrativen Interviews wurden transkribiert, anonymisiert und maskiert.

Mit dem Paarinterview werden Aushandlungen zu Elternschaft und die darin eingelassenen Orientierungen, Konflikte und Einigungsprozesse des Paares rekonstruierbar (Wimbauer/Motakef 2017). Eine Analyse der so gewonnenen retrospektiven und zukunftsorientierten Erzählungen ermöglicht, zu verstehen, wie Elternschaft und Familie (nicht) hergestellt werden. Im Folgenden diskutieren wir den Fall des Paares Callas. Der Fall steht für vielfältige Paradoxien, die sich aus Mutterschafts(de)konstruktionen, dem Bruch des Nexus zwischen Sexualität und Fortpflanzung sowie der (De-)Naturalisierung von Verwandtschaft, Familie und Elternschaft durch die Nutzung von Reproduktionstechnologien ergeben.

⁴ Vgl. dazu auch die Beiträge von Mayer bzw. Raab in diesem Band.

⁵ Den Begriff „Familie“ verwenden wir als sensibilisierendes Konzept für alle Menschen, die – unabhängig von ihren Beziehungsformen – alleine oder gemeinsam für ein oder mehrere Kinder sorgen.

4 Alltagsweltliche und reproduktionstechnologische Kompositionen von Mutterschaft

Carolin und Mara Callas sind zum Interviewzeitpunkt seit drei Jahren ein Paar und seit einem Jahr verheiratet. Gemeinsam mit ihrem Hund wohnen sie in einem Reihenhaushaus in der Vorstadt. Beide haben ein Hochschulstudium absolviert, Mara arbeitet als mittlere Führungskraft in einem Unternehmen mit einem Nettoeinkommen von über 4 000 Euro, Carolin verdient als Projektmitarbeiterin in der Kreativbranche zwischen 2 500 und 3 000 Euro netto. Die beiden sind Mitte dreißig und Carolin ist schwanger – mit „Maras Baby“. Da beide sich vorstellen konnten, ein Kind auszutragen und zu gebären, finden Aushandlungen statt, wer dies zuerst übernimmt. Letztlich entscheidet sich das Paar, dass Carolin als Erste schwanger werden soll. Die Begründungen dafür sind komplex verwoben und zielen darauf, Carolins Schwangerschaft zu rechtfertigen: von der Annahme rechtlicher Schwierigkeiten bei der Stiefkindadoption⁶ aufgrund Carolins vergleichsweise schwächeren sozioökonomischen Position, möglicher Eifersucht zwischen den Partnerinnen bis hin zu prospektiven mütterlichen Versagensängsten.

Das Kind haben sie mit der ROPA-Methode in einer Reproduktionsklinik in Spanien gezeugt. Hier haben sich Mara und Carolin Eizellen entnehmen lassen, die in-vitro mit anonymen Spermien befruchtet und als Embryonen kryokonserviert wurden. Beide Frauen können so schwanger mit dem Embryo der Partnerin werden. Für die Behandlung zahlt das Paar 25 000 Euro. Der Zugang zu und die Umsetzungschancen dieser Form der Elternwerdung sind damit wesentlich auch an die sozioökonomischen Ressourcen der Paare gebunden.

4.1 ROPA als Fragmentierungstool: Irritationen um die „richtige Mutter“

Mit der Entscheidung, ob und wenn ja, wie sie eine Familie mit Kindern werden und wer als Erste schwanger wird, geht ein langer Prozess der Aushandlung einher: Mara, die über zehn Jahre in einer festen heterosexuellen Beziehung lebte, verortet ihren Wunsch nach Kindern im Privaten. Sie folgt heteronormativen Selbstverständlichkeiten, dass Menschen sich im Verlauf ihres Lebens fortpflanzen, und orientiert sich an einer „reproduktiven Zeitlichkeit“ (Halberstam 2005). Für sie gehört Familie selbstverständlich zu ihrem „Lebensplan“: „Und mir war eigentlich schon klar, dass das so’n bisschen auch mein, mein Lebensplan ist, dass ich dieses klassische Familienbild einfach toll finde. Und dass ich glaube, dass es mir entspricht.“ Eine Familie mit Kind(ern) gehört für sie (zunächst) unhinterfragt zur Norm.

Carolin hingegen versteht sich seit ihrem 16. Lebensjahr als lesbisch. Bis sie Mara kennenlernt, ist Familiengründung für sie kein Thema. Eine Erklärung für ihren nicht oder bedingt vorhandenen Kinderwunsch sieht sie darin, wie eine heteronormative Gesellschaft sie als lesbische Jugendliche adressiert hat. Mit ihrem Outing ist für ihre Umwelt klar, dass sie nicht zum reproduktiven Mainstream (Berkowitz/Marsiglio 2007) gehört. Sie erzählt, dass nicht geoutete Jugendliche von ihren Familien in Zukunftsvisionen von potenziellen Ehepartner_innen und Enkel-/Kindern eingebunden werden:

6 Vgl. hierzu den Beitrag von Mangold/Schröder in diesem Band.

„wenn man sich früher outet, [...] dass man einfach schon in son Bild gedrückt wird, subtil von außen, dass das ja dann bedeutet, keine Enkelkinder, [...] man wird nicht heiraten zu dem Zeitpunkt noch, man wird keine Familie gründen und so weiter. [...] Und wenn man aber als geouteter Jugendlicher offen lebt, dann sagt das keiner zu einem, es sagt nie einer, wenn du mal verheiratet bist, wenn du mal Kinder hast, das, das passiert nicht. Und da entwickelt man sich automatisch hin.“

Insofern ist die Kinderfrage für sie begründungsbedürftig, weshalb sie in einen intensiven Austausch mit Mara über deren Kinderwunsch kommt. Schlussendlich entscheiden sie sich für eine Familie mit Kindern,⁷ auch weil Carolin sich an ihren frühen Jugendtraum erinnert:

„wenns so möglich wäre, dass meine Partnerin ((lacht leise)) und ich irgendwie es schaffen würden, auch genetisch ein Kind zu kriegen, wenn man sich die Eizelle einsetzen lassen könnte von seiner Partnerin, dann fänd ich das irgendwie ne coole Sache, weil es so ganz nah an das heterosexuelle Modell kommt und das war aber so utopisch damals noch.“

Knapp 20 Jahre später ergibt ihre Internetrecherche, dass sie ihre jugendliche Fantasie mithilfe der ROPA-Methode in Spanien Wirklichkeit werden lassen kann. Die Entscheidung für Kinder kann sie für sich ‚rechtfertigen‘, indem sie ihre technologisch vermittelte Schwangerschaft und Familiengründung zum einen politisch rahmt. Zum anderen deutet sie beides als „romantisch“, mit der Begründung, es gleiche nahezu der heterosexuellen Konstruktion der Kleinfamilie: Das zusammenlebende, verheiratete Liebespaar bekommt ein (mit einem Elternteil) genetisch verwandtes Kind. Aber hier bloß den Wunsch nach Normalität oder die Einhegung in ein heteronormatives Familienideal zu vermuten, ist unterkomplex, was in der folgenden Sequenz deutlich wird. Carolin rekurriert auf die Erfahrungen anderer Mütter, die sie in einem Verein für lesbische Mütter kennengelernt hat:

„haben viele erzählt, dass die Öffentlichkeit halt so reagiert, dass gefragt wird, wer ist denn eigentlich die richtige Mutter und diese Frage nach der richtigen Mutter wird aber von außen nie genauer definiert. Also man weiß jetzt nicht, was macht denn die richtige Mutter aus. Die fragen nach der Co-Mutter [...], die wollen eigentlich wissen, wer hat das Kind gekriegt. Und da fand ich das eben toll, dass man dann vielleicht mit ner Gegenfrage antworten kann, und eben auch einfach mal fragen, was ist denn die ((leicht lachend)) richtige Mutter für euch? Und dann sagen kann, ja, also ich bin die biologische Mutter, ich habe dieses Kind auf die Welt gebracht, aber Mara ist die genetische Mutter. Quasi das, was der Vater sonst auch tun würde, es gibt noch einen Dritten im Bunde, klar. [...] Und was macht eine Mutterschaft genetisch und biologisch aus? Oder ist es eben das, [...] dass man das Kind gemeinsam groß zieht und und ich muss sagen, der Druck in der Gesellschaft, der hat mich schon motiviert zu sagen, das wäre was, was ich gerne machen würde, weil das fordert natürlich mein Gegenüber ein bisschen heraus und das wollt ich eigentlich gerne erreichen. [...] also hatte somit auch ein Ansporn in meiner ganzen Unsicherheit, generell, ob ich ne gute Mama sein kann zu sagen, okay, wenigstens kann ich politisch mal ((lacht)) hier damit versuchen, neu, was Neues oder ne neue Art von Fragen zu eröffnen bei meinem Gegenüber.“

Carolin antizipiert „Fragen“ von einer nicht näher bestimmten „Öffentlichkeit“, die auf sie als lesbische Familie zukommen. Anstatt eine Antwort zu verweigern, seziert

7 Obwohl es auf den ersten Blick naheliegend gewesen wäre, dass Mara, die sich der Familiengründung sehr sicher ist, das Kind austrägt, entscheidet sich das Paar bewusst für die Person, bei der dies nicht ohne Weiteres der Fall ist.

Carolyn die potenzielle Situation gesellschaftsanalytisch und kommt zu dem Schluss: Die Frage nach der „richtigen Mutter“ ist das Problem, nicht die Antwort. Carolyn hinterfragt die Differenzierung in „richtige“ und implizit „falsche“ Mütter und damit soziale Selbstverständlichkeiten (vgl. auch Park (2013) zu „Monomaternalismus“). Was gesellschaftlich als „richtig“ wahrgenommen wird, orientiert sich an sozialen Normen: Als „richtige“ Mutter wird gegenwärtig die austragende Person bestimmt. Diese Differenzierung ist – weniger explizit – ebenso in den Bezeichnungen von „Mutter“ und „Co-Mutter“ enthalten. Die „richtige“ Mutter ist folglich jene, die das Kind zur Welt gebracht hat, und die (vermeintlich) nicht biogenetisch verwandte Mutter ‚lediglich‘ die Co-Mutter.

Carolyn liest in der biologisch geteilten Erzeuger_innenschaft zweierlei: Sie verortet sie einerseits im Narrativ des Normalen, da ROPA „ganz nah an das heterosexuelle Modell“ herankomme. Damit wird Verwandtschaft genetifiziert und rebiologisiert. Andererseits produziert sie lesbische Sichtbarkeit und stellt alltagsweltliche Gewissheiten infrage. Damit zeigt sie – mit Butler (1991: 39) argumentiert – nicht nur die Grenzen des regulierenden Gebietes der kulturellen Intelligibilität von Verwandtschaft, Familie und Mutterschaft auf, sondern eröffnet auch Möglichkeiten einer widerständigen Praxis in ihrer Elternwerdung. Mit dem Verweis auf Maras Rolle in der Elternwerdung als „was der Vater sonst auch tun würde“, vollziehen sie eine diskursive Gleichsetzung mit biogenetischer Vaterschaft. Franklin deutet solche Praktiken als Mimikry: Der Prozess der Fortpflanzung und Elternwerdung „is not quite the same as the original process on which it is originally based“ (Franklin 2013a: 34). Dadurch wird die Authentizität und Eindeutigkeit nicht nur von Zweigeschlechtlichkeit, sondern auch die daran gebundene Vorstellung einer eindeutig rekonstruierbaren Verwandtschaftsbeziehung nachhaltig verunsichert. Das Reproduktionsmaterial wird versachlicht und von der Subjektposition des Elternpersonals entkoppelt (vgl. Kap. 4.2). Sie machen durch ihre reproduktiven Praktiken den *pater familias* und folglich auch Männlichkeit im Prozess der Familienwerdung überflüssig und irrelevant.

Das Paar beteiligt sich an der gesellschaftlichen Aushandlung und dem öffentlichen Diskurs darüber, was selbstverständlich als Verwandtschaft, Elternschaft und Mutterschaft vorausgesetzt wird. In ihrer Nutzung von ROPA materialisiert sich die gesellschaftliche Irritation darüber, dass eine Mutter mit dem genetisch verwandten Kind der anderen Mutter schwanger ist. Carolyn versucht, Einfluss auf normierende Diskurse zu nehmen. Die Antwort auf ihre Gegenfrage „Wer ist für euch die ‚richtige‘ Mutter?“ ist einerseits multivalent, da genetische und austragende Mutterschaft (Genetrix und Natalix) mithilfe eines technologischen Fragmentierungstools (ROPA) getrennt wurden und in der gemeinsamen sozialen Mutterschaft zusammengeführt werden. Aus der Perspektive von Mara und Carolyn Callas sind sie andererseits beide „richtige Mütter“. Eine gesellschaftliche Normalannahme scheint demgegenüber zu sein, dass sich Mutterschaft genetisch, austragend, rechtlich und sozial konstituiert. Nur wenn alles vier zusammenfällt, werden gesellschaftlich „richtige Mütter“ produziert (Peukert et al. 2018). Zudem zeigt sich, anknüpfend an das Konzept der „motherhood hierarchy“ von DiLapi (1989), dass die Diskursfigur der „richtigen Mutter“ in der gesellschaftlichen Anerkennungshierarchie weniger akzeptierte „halb-richtige“ oder „falsche“ Mütter (mit)produziert. Implizit mit aufgerufen wird die moralische Annahme der *einen* ‚guten‘, sorgen-

den Mutter aus dem bürgerlichen Familienmodell (Tyrell 1981), die dem Kind mehr Liebe schenke als die andere Mutter.

4.2 Von (un)sichtbaren Müttern und reproduktiven Schattengestalten

Durch die Nutzung von ROPA wird die Naturalisierung von Verwandtschaft verunsichert. Gleichzeitig kommt es zu paradoxen Wechselwirkungen zwischen der mithilfe von ROPA stattfindenden Rebiologisierung von Elternschaft und deren subversiver Aneignung. Wie im Zitat von Carolin deutlich wird, zeigt das Paar, dass sie quasi *wie heterosexuelle* Paare gemeinsam als Paar eine genetische und biologische Verwandtschaft zu ihrem Kind herstellen können. Damit werden Gewissheiten über die Art und Weise des Herstellens von Verwandtschaft einerseits verunsichert. Andererseits kommt es durch die biogenetische Herstellung von Verwandtschaft zu einer Konsolidierung von „blood, genes, inheritance, descent, and reproductive biology“ (Franklin 2013b: 285).

Die Paradoxie wird nicht zuletzt mit Blick auf den oben angesprochenen „Dritten im Bunde“ deutlich: Hier werden Verwandtschaft und Familie denaturalisiert, weil vonseiten des Paares dem Spendersamen keine weitere Relevanz zukommt – die Person wird in ihrer Familie und im Leben des Kindes keine Rolle spielen (können). Im Widerspruch dazu laden sie den genetischen Beitrag des anderen Elternteils auf, indem sie ihre Mutterschaft in genetisch und austragend teilen, somit verdoppeln und neu zusammensetzen, um eine höhere gesellschaftliche Legitimität ihrer sozialen Elternschaft zu erreichen. Insofern wird ihre Elternschaft erst dadurch lesbar, dass sie sich an das Ideal der Kernfamilie annähern, welches auf biogenetischer Verwandtschaft beruht. Im Folgenden zeigen wir anhand der unterschiedlichen Bedeutungsaufladung von Sperma und Eizelle, wie das reproduktive Material auf unterschiedliche Weise mit konkreten Subjektpositionen ge- bzw. entkoppelt wird.

Mara, die Familiengründung für sich stärker im Privaten verortet, wird in ihrer Rolle als körperlich nichtschwangere, werdende Mutter von einer gesellschaftlichen Realität eingeholt, die sie so nicht antizipiert hat:

„Also ich empfinds auch ganz stark, ich mein, das ist ja auch total ((leicht lachend)) okay, wenn Carolin diejenige ist, die schwanger ist. Ähm auch, dass zum Beispiel, ich werde selten, also klar, wenn ich allein unterwegs bin, fragt man mich schon auch, ob alles gut ist. Aber wenn wir zusammen unterwegs sind, bin ich einfach nicht der Ansprechpartner, sondern ich bin halt dabei. Aber gefragt wie gehts dem Kleinen oder wirds jetzt ein Junge oder ein Mädchen oder wie groß ist er oder das Ultraschallbild zeigen, und so weiter, das findet ausschließlich über Carolin statt.“

Mara artikuliert, dass sie die gesellschaftliche Zuschreibung der Mutter-Kind-Symbiose – hier zwischen Carolin und dem Kind – auch als solche empfindet. Sie wird in den Hintergrund gedrängt: Sie wird nicht gefragt, wie es ihr geht oder „ob alles gut ist“. Sie wird weder als zugehörig zu der symbiotischen Ein- oder Zweierheit aus Schwangerer und Kind, noch wird sie als Individuum, als Partnerin oder werdendes Elternteil angesprochen. Wenn, dann wird sie nur als Stellvertreterin der Familie adressiert, unter der situativen Bedingung, dass sie alleine, ohne schwangere Hauptperson, unterwegs ist. *Im Außen und durch das Außen* wird sie während der Schwangerschaft nicht als gleichwertiger Teil dieser Schwangerschaft verstanden, die scheinbar *ausschließlich* und damit

ausschließend aus Carolin und dem Kind besteht.⁸ Ihre Subjektposition ist hier ebenso fragil wie die eines werdenden Vaters, der ebenfalls nicht als „(co)schwangere“ Person wahrgenommen wird. Hier lässt sich ein Phänomen beobachten, das bereits bei heterosexuellen Paaren soziologisch betrachtet wurde, die „Zentrierung der Schwangerschaft auf Frauen“ (Hirschauer et al. 2014: 265). Mit unserem Datenmaterial lässt sich weiter zuspitzen: Es ist die Zentrierung der Schwangerschaft auf *eine* Frau innerhalb der Partnerschaft – was im Kontext von gleichgeschlechtlichen cis* Frauenpaaren deutlich wird. Diese wird für Mara zu einem Problem und als solches von ihr problematisiert. Zudem wird die stillschweigende gesellschaftliche Annahme, dass ein Elternpaar gegengeschlechtlich und heterosexuell konstituiert ist, durch das lesbische Elternpaar irritiert. In dieser Situation ist eine weibliche Person zu viel und somit wird Mara – der genetischen, aber nicht austragenden Mutter – die Mutterschaft nicht zugesprochen.⁹ Demgegenüber ist ihr Status als Elternperson innerhalb der Partnerschaft sicher, sodass ein Spannungsverhältnis zwischen den Selbstverständlichkeiten im Privaten (im Paar) und in der Öffentlichkeit entsteht.

Hinzu kommt eine weitere relevante Person im Zeugungsprozess, die wir – wie auch das Paar im Interview – bisher vernachlässigt haben: der Samenspender. Das Paar reist nach Spanien, wo die ROPA-Methode möglich, aber Samenspende gesetzlich nur anonym erlaubt ist. Der Spender spielt zwar als „Schattengestalt“ mit, bekommt aber keine ‚eigene‘ Subjektposition. Die genetische Verwandtschaft ist für Mara und Carolin wichtig, aber allein für die beiden im Paar. Das genetische Material des Spendersamens wird in ihrem Reproduktionsnarrativ *versachlicht*: Da die Person im Leben des Kindes zu keinem Zeitpunkt eine soziale Rolle einnehmen wird, wird ihr reproduktiver Beitrag auf das Reproduktionsmaterial reduziert.¹⁰

„Also ich finds schwierig, dass man sich so entscheiden muss, ich glaube aber, also das ist halt wie, wie bei allem, man schafft irgendwie Fakten und man kann nicht hundertprozentig wissen, ob das jetzt hinterher mal auf Kritik stößt oder nicht. Oder obs im Nachhinein betrachtet das Richtige war oder nicht. Ich glaub auch, dass ichs vertreten kann. Ich glaube auch, dass ich tatsächlich fast ein bisschen besser finde als dieses, ich hab mit achtzehn das Recht, irgendeinen Namen zu bekommen. Weil ich zum einen ne Klarheit drin hab, also ich muss auch nicht warten, bis ich achtzehn bin. [...] Also ich kenn son paar Adoptivkinder, die extrem Schwierigkeiten dann hatten, ihre leiblichen Eltern hinterher noch mal zu treffen. [...] man baut sich so ne Parallelwirklichkeit irgendwie und sagt, es sind ja, klar, das sind ja nicht meine leiblichen, zu meinen leiblichen Eltern, die würden mich jetzt verstehen [...], man schafft sich so Parallelfantasien irgendwie, die die Wirklichkeit dir nie geben wird und dann bist du ganz schwer enttäuscht und eigentlich noch orientierungsloser als wenn du einfach weißt, das ist

8 Vgl. dazu auch andere Studien, in denen (soziale) Mütter berichten, nicht als Mutter akzeptiert zu werden (Herrmann-Green/Herrmann-Green 2010: 265).

9 Wie Padavic und Butterfield (2011: 177f.) verweist auch Gabb auf die „materiality of language“ (Gabb 2005: 594), da Subjektpositionen u. a. durch Diskursmacht erlangt werden. Dunne zeigt, wie die ‚Sprachlosigkeit‘ zu einer ‚Seinsfrage‘ wird, als eine Mutter berichtet: „Because as soon as people found out you weren’t the mum [biologische Mutter], then they’d just – it was like ‚who the hell are you then?‘“ (Dunne 2000: 23f.).

10 In Spenderfamilien wird der Spender in der Regel nicht als Vater angesehen, dennoch ist die Rolle des Spenders meist positiv besetzt. Von einigen Müttern wird die Sorge artikuliert, dass die Kinder eine männliche Bezugsperson brauchen könnten. Zudem fällt eine Entscheidung für einen anonymen oder einen bekannten Spender selten leicht. Für Anonymität entscheiden sich die Frauen tendenziell, wenn sie sicherstellen wollen, dass die Grenzen der Familie gewahrt werden (Herrmann-Green/Herrmann-Green 2010: 271; Nordqvist 2012).

meine Familie, damit komm ich klar. [...] Und da gibts nicht noch irgendwelche Schattengestalten. Die irgendwann mal vielleicht, wenn ich alt genug bin, auftreten.“ (Mara Callas)

Das Paar wägt die Option der biologisch geteilten Mutterschaft mithilfe von ROPA gegen die damit verbundene anonyme Samenspende ab und kommt zu dem Ergebnis, dass sie für sich und gegenüber dem Kind die Nichtkenntnis des Genitors rechtfertigen können.¹¹ So kann diese Person – aus ihrer Sicht – gar nicht erst zu einer „Schattengestalt“ werden, da die Aussicht auf Kenntnis von vornherein nicht gegeben ist. Durch diese Rahmung denaturalisieren sie Elternschaft, indem sie die Relevanz des genetischen Beitrags eines ‚Elternteils‘ in der Bedeutung für ihre Familie und für das Kind irrelevant setzen. Gleichzeitig und im Widerspruch dazu laden sie den genetischen Beitrag des anderen Elternteils auf, indem sie ihre Mutterschaft biogenetisch fragmentieren und neu zusammensetzen, um eine höhere Legitimität ihrer sozialen Elternschaft zu erreichen.

In der Rekonstruktion zeigt sich, dass in den alltäglichen Interaktionen eine ganz andere Schattengestalt produziert wird: In der Öffentlichkeit steht Mara im Schatten der (Haupt-)Schwangeren. Ihr genetischer Beitrag bleibt ebenso unsichtbar wie der des Samenspenders und führt *nicht* – wie vermutlich erhofft – zu einer Sichtbarmachung und Anerkennung ihrer Mutterschaft *vor* der Geburt. Eine werdende Mutter, die nicht schwanger ist, ist nicht vorgesehen. Ihre Position als nichtschwangere Mutter ist fragil, da die soziale Norm der Singularität und Exklusivität der Mutterrolle wirkmächtig ist (Dunne 2000: 26). Zwar nimmt sie als Co-Schwangere „auf intensive Weise am Spannungsbogen einer Schwangerschaft“ teil und ist „Informationsträger [sic!] und Sorgen-träger [sic!]“ (Hirschauer et al. 2014: 270) sowie affektiv involviert, doch bleibt Mara in ihrer Rolle als werdende Mutter unsichtbar und wird als solche gesellschaftlich *bislang* nicht anerkannt.

4.3 Im Zwiegespräch mit der Gesellschaft

Exemplarisch am Fall von Carolin und Mara Callas argumentieren wir, dass Reproduktionsentscheidungen und die Familiengründung im Kontext einer lesbischen Elternschaft keine (ausschließlich) privaten Angelegenheiten sind, sondern auch öffentlich verhandelt werden. Vor allem die Figur der „richtigen Mutter“ ist stark umkämpft: Während von der Gesellschaft Eindeutigkeit bezüglich des zeugenden und alltagspraktisch relevanten (sozialen) Elternpersonals verlangt wird, widersetzen sich Carolin und Mara durch ihre reproduktiven Praktiken aktiv diesen Anrufungen und verunsichern diese, indem sie gesellschaftliche Annahmen über die „richtige Mutter“ durch ihr Tun herausfordern wollen.

Familie werden und sein wird zu einem sozialen Ringen um Sichtbarkeit und Gleichstellung im öffentlichen Raum. Reproduktive Entscheidungen müssen erklärt und legitimiert werden. „Familie haben“ bedeutet für die beiden das Gegenteil vom vielzitierten „Rückzug ins Private“ (Duggan 2003; Warner 2000), weil Familie sein jenseits der heterosexuellen Norm keine gesellschaftliche Selbstverständlichkeit darstellt. Für

11 In der Forschungsliteratur und in unserem Sample finden sich durchaus auch andere Umgangsweisen mit z. T. anderen Legitimationen (u. a. Dunne 2000: 19ff.).

Carolyn gibt es keine strikte Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit, denn sie knüpft ihre Elternschaft an eine politische Motivation: ihr Umfeld zu verunsichern und alternative Familienmodelle sichtbar zu machen.

Mara expliziert, dass es für sie eine neue Erfahrung ist, wie vermeintlich Privates wie Familie eine Öffentlichkeit und politische Relevanz bekommt. Damit ist Familie werden für sie auch mit Anstrengung verbunden. Mit „egal was ich tue hat so ne Komponente“ kommentiert sie ihre Position als werdende lesbische Mutter. Diese „Komponente“ umfasst die gesellschaftspolitische Dimension: Sie können nicht Familie werden, ohne sich mit gesellschaftlichen Selbstverständlichkeiten und Normen auseinanderzusetzen zu müssen.

Gleichzeitig ist die Art und Weise ihrer Nutzung von Reproduktionstechnologien zum einen eng an ihre sozioökonomische Position gebunden: Sie haben die finanziellen Mittel, um reproduktive Normalitätsannahmen in Bezug auf Zweigeschlechtlichkeit, Fortpflanzung und Heterosexualität zu irritieren. Damit beteiligen sie sich an einer kapitalistischen Inwertsetzung reproduktiver Arbeit und der (Re)Produktion darin eingelassener sozialer Ungleichheiten. Zum anderen reproduzieren sie die gesellschaftliche Relevanz von biogenetischer Verwandtschaft in Eltern-Kind-Beziehungen. Die Nutzung von Reproduktionstechnologien ermöglicht es ihnen, auf eine neuartige Weise an einer der sozial anerkanntesten Praktiken zu partizipieren, nämlich Kinder zu bekommen (Mamo/Alston-Stepnitz 2015: 521).

Swennen und Croce (2017) argumentieren, dass diese „uneindeutigen“ Familien nicht einfach durch neue Kategorien oder rechtliche Typologien eingeschlossen werden können. Ihre familiäre Realität beinhaltet Strukturen, die von Disparitäten gekennzeichnet sind: Sie verhalten sich widerspenstig gegenüber binären Zuschreibungen wie Vater/Mutter, richtige Mutter/falsche Mutter oder Mutter/Co-Mutter – sie passen einfach nicht:

„this ‚queer‘ situation is plainly at odds with the normative conception of kinship as a solid order of family structures in which each generation enjoys a well-defined place. It also challenges the boundaries between the – literally and figuratively – public and private (home) spaces“ (Swennen/Croce 2017: 546).

Wie geht das Paar mit dieser Situation um? Mara und Carolyn formulieren unterschiedliche Umgangsweisen: Mara schützt sich und ‚erdundet‘ Diskriminierung, wenn sie passiert – sie leistet emotionale Arbeit, um dies auszuhalten. Sie nimmt für sich in Anspruch, dass ihr Leben und ihre Familie eine Privatangelegenheit darstellen. Demgegenüber könnte man bildlich gesprochen sagen, dass Carolyn gesellschaftliche Mauern einreißen möchte, indem sie ihr Gegenüber offensiv konfrontiert und irritiert durch das Infragestellen von gesellschaftlichen Selbstverständlichkeiten bezüglich Mutterschaft. Für Carolyn gibt es keine Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit, sie politisiert ihre Gefühle und Entscheidungen und macht mit und durch ihre Familie Politik. Sie will „politisch mal hier damit versuchen, was Neues“ zu machen. Damit ist Elternschaft weder nur privat noch (ausschließlich) an das persönliche Glück gebunden, sondern auch ein politisches Projekt zur Sichtbarmachung von „Regenbogenfamilien“.

5 Fazit: queeres Potenzial gefangen in Paradoxien

Treten wir ein Stück vom Fall Callas zurück, lassen sich mehrere Phänomene beobachten: Die rechtlichen Gegebenheiten vor Ort – also im Lokalen – führen dazu, dass das Paar sich für eine transnationale Reproduktionspraktik in Spanien entscheidet. Grundsätzlich geht es hier um Grenzen und Grenzziehungen, und zwar nicht nur um geografische, sondern auch und vor allem symbolische: zum einen zwischen werdenden Müttern mit und ohne eigene körperliche Schwangerschaft und zum anderen zwischen dem, was das Paar und gesellschaftliche Akteur_innen als öffentlich und was als privat verstehen. Die Fiktion von „privaten Entscheidungen“ und privaten Räumen lässt sich für heterosexuelle Familien leichter aufrechterhalten, da ihr Familienmodell der Norm entspricht. Sie sind als Selbstverständlichkeit im öffentlichen Raum sichtbar und hegemonial.

Familiengründungen und Familienformen sind jedoch nicht ausschließlich eine private Frage, sondern werden, wie bei queeren Familienformen explizit wird, auch in der Öffentlichkeit verhandelt und bedürfen einer öffentlichen Legitimation. Insofern verteidigt vor allem Carolin durch ihre reproduktiven Praktiken ihre Freiheit, selber zu entscheiden, „wie und wann die individuellen Neigungen oder Weisen des Denkens und Fühlens politisch und öffentlich werden müssen und sollen“ (Carolin Emcke in Meßmer et al. 2014: 82). Carolin und Mara Callas bearbeiten durch ihre Politisierung von Familie diesen gewaltsamen Akt der Öffentlichmachung, mit paradoxen Implikationen: Zum einen arbeiten sie sich an gesellschaftlichen Erwartungen ab und hinterfragen diese. Zum anderen kommen sie nicht umhin, Normalitätsannahmen zu Fortpflanzung zu reproduzieren: Sie stellen genetische Verwandtschaft zu ihren (potenziellen) Kindern her und (re)produzieren die romantische Norm der Familienwerdung und Zweielternfamilie (zu gleichgeschlechtlichen männlichen Elternpaaren siehe Teschlade 2018). Auch wenn ein Handeln „jenseits“ der historisch gewordenen Verhältnisse nicht möglich ist, haben sie dennoch die Möglichkeit, durch ihre reproduktiven Praktiken die Normen zu parodieren und damit die Verhältnisse neu zu verhandeln und teilweise auch zu verändern (Butler 1991).

Was sagen uns diese Brüche im Doing Family über die Produktionspraktiken von Elternschaft und Familie? Um diesen Ambivalenzen Rechnung zu tragen, ist es notwendig, das queere Potenzial dieser Praktiken anzuerkennen *und* die damit einhergehenden sozialen Ungleichheiten kritisch in die Analyse einzubeziehen. Durch die mikrosoziologische Spurensuche geraten soziale Strukturen in den Blick, insbesondere gesellschaftliche und rechtliche Institutionen als zentrale Ressourcen zur interaktiven Herstellung oder Verweigerung von Elternschaft. Dies sind im Wesentlichen die Institutionen der Geschlechterdifferenzierung und Zweigeschlechtlichkeit, in denen die Annahme eingeschrieben ist, jedes Kind habe *eine Mutter* und *einen Vater*. Weiteres Elternpersonal führt zu gesellschaftlichen Irritationen und wird hierarchisch der klassischen Eltern dyade aus Vater und Mutter untergeordnet. So sind in gesellschaftlichen Normen und Institutionen Hierarchisierungen von Elternschaft eingelassen: Über eine rechtlich abgesicherte Naturalisierung von Elternschaft wird der biologischen in Kombination mit der rechtlichen Elternschaft eine herausragende Stellung zugewiesen.

Dem stehen vielfältige Formen gelebter Elternschaft gegenüber. Elternschaft, so unser Fazit, ist kein Naturgesetz, sondern eine *soziale Institution*. Das heißt: Auch da,

wo Elternschaft scheinbar ‚biologisch‘ und ‚natürlich‘ ist, bedarf dies der rechtlichen und sozialen Anerkennung. Gleichzeitig wird Elternschaft tagtäglich in Interaktionen immer wieder hervorgebracht und vielfältig gelebt. Familiäre Praktiken können demnach die gegenwärtige Ausformung der Institution Elternschaft stützen wie auch verändern.

Literaturverzeichnis

- Bergold, Pia; Buschner, Andrea; Mayer-Lewis, Birgit & Mühling, Tanja (Hrsg.). (2017). *Familien mit multipler Elternschaft. Entstehungszusammenhänge, Herausforderungen und Potentiale*. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Berkowitz, Dana & Marsiglio, William (2007). Gay Men. Negotiating Procreative, Father, and Family Identities. *Journal of Marriage and the Family*, 69(2), 366–381.
- Butler, Judith (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Charmaz, Kathy (2014). *Constructing Grounded Theory*. London: SAGE.
- Chebout, Lucy & Richarz, Theresa Anna (2018). *Lesbische Eltern! Warum das Kindeswohl keinen Aufschub mehr verträgt*. Verfassungsblog, 2018/10/27. Zugriff am 05. Februar 2019 unter <https://verfassungsblog.de/lesbische-eltern-warum-das-kindeswohl-keinen-aufschub-mehr-vertraegt>.
- Deutscher Bundestag (1996). *Gesetzentwurf der Bundesregierung. Entwurf eines Gesetzes zur Reform des Kindschaftsrechts*. Deutscher Bundestag. 13. Wahlperiode. Drucksache 13/4899 vom 13.06.1996. Berlin. Zugriff am 17. Februar 2020 unter dip21.bundestag.de/dip21/btd/13/048/1304899.pdf.
- DiLapi, Elena Marie (1989). Lesbian Mothers and the Motherhood Hierarchy. *Journal of Homosexuality*, 18(1–2), 101–121.
- Duggan, Lisa (2003). *The Twilight of Equality? Neoliberalism, Cultural Politics, and the Attack on Democracy*. Boston: Beacon Press.
- Dunne, Gillian A. (2000). Opting Into Motherhood: Lesbians Blurring the Boundaries and Transforming the Meaning of Parenthood and Kinship. *Gender & Society*, 14(1), 11–35.
- Franklin, Sarah (2013a). *Biological Relatives. IVF, Stem Cells, and the Future of Kinship*. Durham: Duke University Press.
- Franklin, Sarah (2013b). From Blood to Genes? Rethinking Cosanguinity in the Context of Geneticization. In Christopher H. Johnson, Bernhard Jussen, David Warren Sabean & Simon Teuscher (Hrsg.), *Blood and Kinship: Matter for Metaphor from Ancient Rome to the Present* (S. 285–320). New York: Berghahn.
- Gabb, Jacqui (2005). Lesbian M/Otherhood. Strategies of Familial-linguistic Management in Lesbian Parent Families. *Sociology*, 39(4), 585–603. <https://doi.org/10.1177/0038038505056025>
- Gabb, Jacqui (2018). Unsettling lesbian motherhood. Critical reflections over a generation (1990–2015). *Sexualities*, 21(7), 1002–1020.
- Halberstam, J. Jack (2005). *In a Queer Time and Place. Transgender Bodies, Subcultural Lives*. New York: New York University Press.
- Herrmann-Green, Lisa & Herrmann-Green, Monika (2010). Lesbische Familien nach Samenspende: Gestaltungsmöglichkeiten und Herausforderungen doppelter Mutterschaft. In Dorett Funcke & Petra Thorn (Hrsg.), *Die gleichgeschlechtliche Familie mit Kindern. Interdisziplinäre Beiträge zu einer neuen Lebensform* (S. 253–283). Bielefeld: transcript.
- Hirschauer, Stefan; Heimerl, Birgit; Hoffmann, Anika & Hofmann, Peter (2014). *Soziologie der Schwangerschaft. Explorationen pränataler Sozialität*. Stuttgart: Lucius & Lucius.

- Kessler, Suzanne J. & McKenna, Wendy (2006). Toward a Theory of Gender. In Susan Stryker & Stephen Whittle (Hrsg.), *The Transgender Studies Reader* (S. 165–182). New York, London: Routledge.
- Mamo, Laura & Alston-Stepnitz, Eli (2015). Queer Intimacies and Structural Inequalities: New Directions in Stratified Reproduction. *Journal of Family Issues*, 36(4), 519–540.
- McKinnon, Susan (2015). Productive Paradoxes of the Assisted Reproductive Technologies in the Context of the New Kinship Studies. *Journal of Family Issues*, 36(4), 461–479.
- Meßmer, Anna-Katharina; Villa, Paula-Irene & Emcke, Carolin (2014). Im Gespräch. „Einfach nur privatistisch Intimitäten ausplaudern, kann nicht zielführend sein“. *Feministische Studien*, 32(1), 78–85.
- Nordqvist, Petra (2012). ‘I don’t want us to stand out more than we already do’. Lesbian couples negotiating family connections in donor conception. *Sexualities*, 15(5–6), 644–661.
- Padavic, Irene & Butterfield, Jonniann (2011). Mothers, Fathers, and “Mathers”: Negotiating a Lesbian Co-parental Identity. *Gender & Society*, 25(2), 176–196.
- Park, Shelley M. (2013). *Mothering Queerly, Queering Motherhood. Resisting Monomaternality in Adoptive, Lesbian, Blended, and Polygamous Families*. Albany: State University of New York Press.
- Peukert, Almut (2015). *Aushandlungen von Paaren zur Elternzeit. Arbeitsteilung unter neuen Vorzeichen?* Wiesbaden: Springer VS.
- Peukert, Almut; Motakef, Mona; Teschlade, Julia & Wimbauer, Christine (2018). Soziale Elternschaft – ein konzeptuelles Stiefkind der Familiensoziologie. *Neue Zeitschrift für Familienrecht*, 5(7), 322–326.
- Schallat, Janine (2018). Doppelte Mutterschaft innerhalb lesbischer Elternschaft. In Helga Krüger-Kirn & Laura Wolf (Hrsg.), *Mutterschaft zwischen Konstruktion und Erfahrung. Aktuelle Studien und Standpunkte* (S. 119–134). Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Schwab, Dieter (2011). Die Begriffe der genetischen, biologischen, rechtlichen und sozialen Elternschaft (Kindschaft) im Spiegel der rechtlichen Terminologie. In Dieter Schwab & Laszlo A. Vaskovics (Hrsg.), *Pluralisierung von Elternschaft und Kindschaft. Familienrecht, -soziologie und -psychologie im Dialog* (S. 41–56). Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Strauss, Anselm L. (1987). *Qualitative Analysis for Social Scientists*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Stritzke, Nadyne & Scaramuzza, Elisa (2016). Trans*, Intersex, and the Question of Pregnancy: Beyond Repronormative Reproduction. In Stefan Horlacher (Hrsg.), *Transgender and Intersex: Theoretical, Practical, and Artistic Perspectives* (S. 141–163). New York: Palgrave Macmillan.
- Swennen, Frederik & Croce, Mariano (2017). Family (Law) Assemblages: New Modes of Being (Legal). *Journal of Law and Society*, 44(4), 532–558.
- Teschlade, Julia (2018). Conceiving before conception: Gay couples searching for an egg donor on their journey to parenthood. In Sayani Mitra, Tulsi Patel & Silke Schicktanz (Hrsg.), *Cross-cultural and comparative perspectives on surrogacy and gamete donations: The entanglements of macro- and micro-politics in India, Israel and Germany* (S. 301–323). Cham: Palgrave.
- Tyrell, Hartmann (1981). Soziologische Überlegungen zur Struktur des bürgerlichen Typus der Mutter-Kind-Beziehung. In Joachim Matthes (Hrsg.), *Lebenswelt und soziale Probleme. Verhandlungen des 20. Deutschen Soziologentages zu Bremen 1980* (S. 417–427). Frankfurt/Main: Campus.
- Warner, Michael (2000). *The Trouble with Normal: Sex, Politics, and the Ethics of Queer Life*. Cambridge: Harvard University Press.
- Wimbauer, Christine & Motakef, Mona (2017). *Das Paarinterview. Methodologie – Methode – Methodenpraxis*. Wiesbaden: Springer VS.

Zu den Personen

Almut Peukert, Dr. rer. soc., Juniorprofessorin für Soziologie, insb. Arbeit, Organisation und Gender an der Universität Hamburg. Arbeitsschwerpunkte: Arbeits- und Geschlechtersoziologie, Familiensoziologie, qualitative Methoden der Sozialforschung.

Kontakt: Universität Hamburg, Fachbereich Sozialökonomie, Welckerstraße 8, 20354 Hamburg

E-Mail: almut.peukert@uni-hamburg.de

Julia Teschlade, MA, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Hamburg. Arbeitsschwerpunkte: Arbeits- und Geschlechtersoziologie, Reproduktionstechnologien, qualitative Methoden der Sozialforschung.

Kontakt: Universität Hamburg, Fachbereich Sozialökonomie, Welckerstraße 8, 20354 Hamburg

E-Mail: julia.teschlade@uni-hamburg.de

Mona Motakef, Dr. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Humboldt-Universität zu Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterforschung, Erwerbs- und Sorgearbeit, Paar- und Nahbeziehungen, qualitative Methoden der Sozialforschung.

Kontakt: Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Sozialwissenschaften, Unter den Linden 6, 10099 Berlin

E-Mail: mona.motakef@hu-berlin.de

Christine Wimbauer, Dr. phil., Professorin für Soziologie der Arbeit und Geschlechterverhältnisse an der Humboldt-Universität zu Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterforschung, Soziologie sozialer Ungleichheit, Erwerbs- und Sorgearbeit, Paar- und Nahbeziehungen, Anerkennungstheorie, qualitative Methoden der Sozialforschung.

Kontakt: Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Sozialwissenschaften, Unter den Linden 6, 10099 Berlin

E-Mail: christine.wimbauer@hu-berlin.de